

(Nachdruck verboten.)

## Die Badereise der Familie Hellvik.

12] Von Alfred af Hedenstjerna.

Es hatten sich etwa zwanzig Personen eingefunden, und im lebhaften Crescendo tönten die zornigen Stimmen der beiden Mütter und die heulenden ihrer Sprossen durcheinander:

„Er hat mir meine Angel zerbrochen“ . . . „Halten Sie Ihre Jungen in Raison“ . . . „Ich habe selbst Angelgeräth“ . . . Sie mögen noch so sehr Bade-Inspektorin sein, dennoch hat Ihr Junge kein Recht, andere Kinder ins Wasser zu stoßen“ . . . „Die Rognase“ . . . „Schweigen Sie, ich gehe zum Direktor!“ . . .

„Ich schlage Dich braun und blau, Willy . . .“ „Mein Mann wird hier Ordnung schaffen, daß Sie d'ran denken sollen . . .“ „Bist Du noch mehr Wichse haben, Axel . . .“ „Solche Jungen, die gar keine Manieren haben! . . .“ „Ich werd' unsern Peter sagen, daß er Dich durchwischst, Du Bengel . . .“

Den Mienen der Umherstehenden konnte man ansehen, daß sie aus Mangel an Besserem herzlos genug waren, das Ganze als ein kleines, recht lustiges Morgenschauspiel zu betrachten.

Als es schließlich Frau Hellvik gelungen war, ihren Jungen von dem Unglücksplatz fortzubringen, nach Hause in die Villa Nr. 7, erklärte ihr Gerda, daß sie die ganze Nacht Zahnschmerzen gehabt habe, da sie sich in dem Najaden-Kostüme erkältet hätte. Anna meinte, wenn Mama ebenso streng gegen die Jungen gewesen wäre, wie gegen die Mädchen, brauchte sie jetzt nicht mit Axel nach solch einem Schauspiel heimzukommen, worauf Axel gegen sie die Zunge austreckte und schrie:

„Dorcktopf! Matschbäse! Alte Dum-Pauke!“

Aber da fuhr Mama Hellvik auf ihn los, gab ihm ein paar knallende Ohrfeigen mit ihrer fleischigen Hand, und warf Anna einen Blick zu, der diese veranlaßte, erröthend ihren Kopf zu senken; und dann war der Gehorsam und die Ruhe wieder hergestellt.

„Mama,“ sagte Anna plötzlich.

„Giebt es noch mehr Jammer heute?“

„Ich weiß nicht. Sieh' mal den kleinen Karl an. Er sieht so merkwürdig im Gesicht aus.“

„Herr Gott, das ist ja ein Ziegenpeter! Na, daran stirbt keiner, aber das ist ein reiner Unglückstag. Und Papa schläft und schläft . . .“

„Das thut er nun zwar nicht, meine Liebe; ihr macht ja einen Lärm, als wenn ihr das ganze Haus einreißen wollt! Was giebt's denn?“ fragte Papa, der im Schlafrock in der Thüre stand und sehr besorgt ausah.

Hinter Papa tauchte noch ein Kopf auf, ein fast haarloser Kopf, eine riesige Billardkugel.

„W . . . w . . . was giebt's denn? Du m . . . mußt strenger sein gegen den F . . . Jungen, Emma! Frau M . . . M . . . Möller hat ganz recht, sie sagt, Axel m . . . muß gez . . . zogen werden!“

„Komm herein, Onkel Gustav, aber komm nur nicht mit dem, was die Möllers sagen! Die Alte soll nur auf ihre heirathslustige alte Jungfer von Tochter aufpassen, die hier herumgeht und sich rein zum Narren macht. Für meine Kinder sorg ich schon selbst!“ rief Frau Hellvik und eilte fast weinend hinaus, um ihren begonnenen Ausgang zu Ende zu führen.

Dieser führte sie am Stall vorbei, wo Pluto und Prosperina einquartiert waren. Die freien Thiere drehten die Köpfe nach der Stallthüre herum und wieherten.

Peter nahm seine Mütze ab und seufzte:

„Ach ja, ja, ja . . .!“

„Wird Dir die Zeit lang, Peter?“

„Ach ja, e bisken. Im Anfang da wär es ja ganz nett, denn es giebt ja hier ganz niedliche Mädchen zu seh'n, det kann man ja nich derrede. Aber nu häw id an vier Abende keene Grüß gekriegt, und de Teufels-Buere schäme sich nich, sechtig Dere für det Pfund Seit zu nehme, wo hier alle Wiese grün sind, um für de Pferde, die ihre Freiheit gewöhnt sind

uff de Weid, is das hier de reene Hölle. Denn sehen Se, Fru, de Sommerweid ist für so e Pferdevieh aktrat det, wat so e Gesundbrunn für de Mensche is. Blieve wi noch lang hier?“

„Nicht so sehr, Peter. In ein paar Wochen reisen wir.“  
„Gott sei gelobt, Fru!“

Der Regen fiel noch immer unaufhörlich, aber Frau Hellvik schritt weiter. Schlechte Laune war bei ihr etwas ganz Ungewöhnliches, wenn sie aber von einer solchen befallen war, dann pflegte sie so lange zu laufen, bis sie vorüber und völlig ausgetrieben war. Verdrießlichkeit und Aerger waren wie Gift für Frau Hellvik's Natur, die kräftig dagegen reagierte und immer schnell damit fertig wurde.

Plötzlich erhellte sich ihre Miene, und sie begrüßte den Baron Sternfeldt mit ihrem sonnigsten Lächeln. Er war nun einmal ihr entschiedener Günstling. Aber es war schrecklich, wie ernst er heute aussah.

„Boktaufend, ist Ihnen nicht wohl, Herr Baron?“

„O ja, danke, körperlich fehlt mir nichts,“ erwiderte er und schloß sich ihr an.

„Na ja, man kann nicht immer gleich guter Laune sein. Sonst hat es Ihnen hier recht gut gefallen, nicht wahr, Herr Baron?“

„Es war die schönste Zeit meines Lebens, und dafür habe ich hauptsächlich der Familie Hellvik zu danken, die immer . . .“

„Ach, Herr Baron, keine Schmeicheleien, ich bitte . . .“

„Daß ist auch keine Schmeichelei, Frau Hellvik; das fühlte ich besonders nun, da die Zeit bald zu Ende ist . . .“

„Wie? Wollen Sie schon abreisen?“

„Ja, Anfang nächster Woche!“

Und dann fügte er plötzlich, halb gegen seinen Willen, aber von einem unwiderstehlichen Impuls angetrieben gegenüber dieser wohlwollenden, mütterlichen Freundin hinzu:

„Es macht keine Freude, Frau Hellvik, an einem Plage zu bleiben, an dem unsere holdesten Hoffnungen in Trümmer gesunken sind, auch wenn es einen des Anblicks beraubt, der einem . . .“

„D . . .?“

„Ja,“ erwiderte er, küßte schnell den Hut und verschwand.

Frau Hellvik guckte ihm erstaunt und wirklich ärgerlich nach. Dann ging sie weiter und murmelte vor sich hin:

„Ja, ja, dieses Mädchen, dieses Mädchen! Hätte Baronin werden können, reich und einen so guten und liebenswürdigen Mann bekommen. Natürlich hat er gestern mit Gerda gesprochen, und sie hat dem Kernsten alle Hoffnung genommen. Aber warte nur, mein Rüppchen! Es könnte ein Weilschen dauern, bis Mama Hellvik ihre schönste Tochter dem Viehdoktor giebt . . .“

Dies war wohl der Ueiste und hochmüthigste Gedanke, der seit zehn Jahren die sonst so gütige Seele der Mama Hellvik durchzuckt hatte; aber sie konnte nichts dafür.

Nu, es war fast schon zu viel vor dem Frühstück.

Sie mußte ihren Vorjat, sich gute Laune zu erkaufen, aufgeben, ging nach Hause, ordnete ein wenig ihren Anzug und begab sich mit den übrigen hinauf in den Eßsaal.

Dort oben war die Verstimmung und Verdrießlichkeit ziemlich allgemein, sie kamen in kleinen Trupps und unregelmäßigen Zwischenräumen hinein, aßen unter ziemlich allgemeinem Schweigen und giengen schnell ihres Wegs.

Nachdem Frau Hellvik eine Weile auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer gelegen und „gedruffelt“ hatte — der Regen strömte noch immer herab — fuhr sie plötzlich in die Höhe und sprang auf. Großer Gott, sie hatte ja nun, über ihrem eigenen Kummer, während ganzer zwei Stunden völlig das Schreckliche vergessen, das heute ein paar andern Leuten widerfahren sollte und von dem sie so unerwartet Kenntnis erhalten hatte.

Konnte sie etwas thun, um es zu verhindern? Sollte sie wie eine Mutter mit der Oberstin reden, sie bitten und ansehen, ihr Pflichtgefühl und ihren Stolz anrufen?

„Aber wie konnte sie das? Sie hatte ja das, was bevorstand, in einer schmachvollen Weise erfahren — durch Hörschen . . . Aber wenn man einen Menschen im Begriff sieht, sich in einen Abgrund zu stürzen, gab es dann wohl etwas auf der

Welt, was es entschuldigen konnte, wenn man sich nicht ihm in den Weg stellte?

Nach qualvollem einstündigem Kampf zog sie die Gummischuhe und den Regenmantel wieder an. Die Oberstin wohnte in der Villa Nummer 11, in derselben, in der der Dichter und Assessor Halldelin hauste. Auf dem Wege begegnete sie dem Onkel Gustav, der sonst schlechtes Wetter schlimmer, als die Sünde haßte. Er kam unter einem Regenschirm und mit aufgekrempeelten Hosens in Gesellschaft der Möllerschen Damen dahergehüpft, die, trotz des Regens, sehr ausgeputzt waren. Onkel Gustav blieb mit verlegener Miene stehen.

„Ach . . . D . . . D . . . Du . . . E . . . E . . . Emma! Was t . . . t . . . tausend willst Du in d . . . diesem schlechten W . . . W . . . Wetter draußen? Na, willst Du m . . . m . . . mitkommen, da Du nun einmal d . . . d . . . draußen bist?“

„Wohin?“

„Liebste Frau Hellvit,“ nahm Fräulein Möller das Wort, „der Herr Landrichter war so überaus freundlich, Mama und mich zum Besuch der Konditorei einzuladen. Sie sind wohl erstaunt, uns so draußen im Regen herumtraben zu sehen?“

„Gewiß nicht! Mein Sohn Axel behauptet immer, dann beißen die Fische am besten an . . . Ja, danke, lieber Gustav, ich trinke niemals eine Stunde nach dem Frühstück Schokolade . . .“

Das war ein reiner Unglückstag! — —

Die Oberstin war zu Hause, auch allein, und kam ihrem Besuch ein wenig unruhig und nervös entgegen. Im hinteren Zimmer stand ein halbeingepackter, eleganter Koffer.

Frau Hellvit wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Sie schämte sich und konnte doch nicht schweigen. Die Oberstin wollte sie offenbar so schnell wie möglich loswerden. Das Gespräch gestaltete sich sehr abgerissen und einsilbig.

Aber plötzlich konnte sich Frau Hellvit nicht länger beherrschen, mit ausgebreiteten Armen segelte sie auf die Oberstin zu, drückte sie an ihre Brust und schluchzte:

„Theuerste Frau Oberstin! . . . Liebes, geliebtes Kind, t h u n Sie es doch nicht! Um Gotteswillen, denken Sie doch an Ihr heiliges Gelübde, an den, dem Sie es gegeben, an Gottes Gericht, an Ihr Gewissen und an die Zukunft! T h u n Sie es nicht, Frau Oberstin! Unterlassen Sie es, liebe Freundin!“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Grüne Weihnachten.

Grüne Weihnachten — weiße Ostern: zwei gleich unerfreuliche Erscheinungen, von denen nach weit verbreiteter Annahme die erstere gar noch die andere nach sich ziehen soll. Uns scheint nach den Erinnerungen aus der eigenen Kindheit zu einem richtigen Weihnachtsfeste eine tüchtige Portion Frost nebst schimmernder Schneedecke und glatter Eisbahn zu gehören. Die jetzige Jugend wird vielleicht einmal anders denken; denn seit einer Reihe von Jahren sind grüne Weihnachten schon völlig auf der Tagesordnung, der Schnee glänzt nur noch im Zimmer von den Zweigen des Tannenbaumes, auf Schlittensfahrt und Eislauf ist vor Neujahr nicht mehr zu rechnen; so spät und unvollkommen gelingt es den Frost- und Reifrieseln, sich der Herrschaft über die weiten Landschaften Westeuropas zu bemächtigen.

Aber nicht nur weil die meteorologischen Zuthaten fehlen, auch in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist das Weihnachtsfest jetzt „grün“. Die Natur ist in Feld und Wald noch nicht erstorben überall, wo nur ein geschütztes Plätzchen sich findet, am Grabenbord, am Waldrande, auf der Sonnenseite der Hügel und Berg. Lehnen grünt, ja blüht es lustig fort. Konnte man doch in diesen Tagen in Berlin zurückkehrende Ausflügler mit Sträußen von blühenden Lupinen und Schafgarben nebst schwellenden Weidenknospen in der Hand sehen! Überall können wir unserem Kanarienvogel ein saftiges Frühstück von grünender, selbst mit zierlichen Blütensternen geschmückter Pflanze pflücken, und wer weiß, ob das Osterfest mit den Zwölfsten an Grün und Blumenstand sich messen können wird. Diese anhaltende Lebensfreudigkeit der Vegetation, die der aufmerksame Naturfreund jetzt alljährlich konstatieren kann, hat ebenso wie die ungewöhnliche Temperatur auch in vergangenen Jahrhunderten die Verwunderung mancher Generation erregt und die Chronikschreiber zu Aufzeichnungen veranlaßt. So lesen wir aus dem Jahre 1340, daß es zu Weihnachten so warm war, wie an St. Johannes des Täufers Tag (24. Juni). 1374 war nach der Konstanzer Chronik ein so milder Winter, daß die Apfelbäume im Februar blühten; eine Reihe sehr milder Winter gab es 1383—1385, so daß der Roggen schon im April Wehren hatte, und die Trauben am Rhein Mitte August reif waren. 1471 blühten die Blumen bis tief in den Dezember hinein, und im ganzen Winter fehlten Eis und Schnee fast völlig.

Auch Legende und Sage liefern ebenso wie Brauch und Sitte

des Volkes Anzeichen dafür, daß man dem hoffnungsfreudigen Grün tiefe Bedeutung zum Weihnachtsfeste beilegte. In der Weihnachtsnacht sollte ein geheimnißvolles Grünen und Blühen der Obstbäume stattfinden, besonders in der Rhein- und Maingegend, und in England war es der berühmte Weißdorn von Wastonbury nebst seinen zahlreichen Ablegern, dem ein solches Weihnachtswunder nachgerühmt wurde. Man schmückte die Wohnungen und Kirchen mit Tannenreisig, mit den immergrünen Zweigen von Ephen, Stechpalme, Lorbeer und Cypressen und hing den Mistelzweig an der Decke auf, alte Gebräuche, die der Weihnachtsbaum jetzt größtenteils verdrängt hat.

Nicht so leicht, wie die „grüne Weihnacht“ im Zimmer aus der Vergangenheit, ist sie draußen in freier Natur aus der Wetterlage zu erklären. Betrachten wir vorerst einmal die Weihnachtstage der letztvergangenen Jahre! 1897 befand sich Deutschland im letzten Drittel des Dezember zwischen einem oceanischen Minimum und einem von ihm langsam nach Südost verschobenen Hochdruckgebiet in der Mitte. Infolge dessen herrschten sehr milde Südwestwinde, die strengeren Frost selbst in wolkenlosen Nächten verhinderten und die Temperatur in den letzten Tagen des Monats bis auf 5 Grad und darüber steigen ließen, während die Niederschläge minimal blieben. In den Weihnachtstagen des vorhergehenden Jahres breitete sich ein Minimum über der skandinavischen Halbinsel aus, was für Deutschland bis zum Jahreschlusse feuchten Südwest und etwas reichlichere Niederschläge zur Folge hatte. Die Temperatur der Weihnachtswoche hielt sich meist über Null und übertraf die Normaltemperatur um ein wenig. Ganz ungewöhnlich verlief der Dezember des Jahres 1895, dessen erstes Drittel mit seiner Gewitterhäufigkeit, seinen Stürmen und Uebererschwemmungen wohl noch in frischer Erinnerung ist. Die Temperatur war von beträchtlicher Höhe und wich von der normalen fast um 4 Grad Celsius ab. Als der im nördlichen Ausland lagernde Hochdruck gegen Ende des zweiten Monatsdrittels nach Skandinavien hinübergriff, so daß die Winde immer mehr nordöstlich wurden, sank das Thermometer und gelangte kurz vor Weihnachten unter den Gefrierpunkt. Da griff denn die seit dem 20. auf den mitteldeutschen Gebirgen liegende Schneedecke endlich auch auf die Ebene über. Kräftige Schneefälle und scharfen Frost gab es aber nur in Ostdeutschland und zwar erst am Jahreschluss; also auch in diesem Jahre grüne Weihnachten, wenngleich stark gefährdet. 1894 herrschte während der Weihnachtsfeierzeit mit einer Unterbrechung am 26., der stellenweise verregnete, milde, ruhige meist heitere Witterung, die, wenigstens in Norddeutschland, mehr an Ostern als an Weihnachten erinnerte. Vorher hatte infolge einer tiefen Cyclone im Norden Englands heftige Nordweststürme gewüthet.

Die milde Winterwitterung hängt im allgemeinen von dem Wettertypus ab, der nach der Terminologie des Meteorologen Van Bebber als der fünfte Haupttypus zu bezeichnen ist. Er wird durch hohen Luftdruck im Süden oder Südwesten, tiefen Luftdruck im Norden, also durch einen vorwiegend westöstlichen Verlauf der Linien gleich hohen Luftdrucks, der Zonalen, charakterisirt. Er repräsentirt das warme Westwetter mit West- und Südwestwinden und den sie begleitenden Niederschlägen. In den Weihnachtswochen der beiden vergangenen Jahre kam dieser Wettertypus fast völlig zum Ausdruck; er ist es also hauptsächlich, dem wir die grünen Weihnachten verdanken. Darauf beschränkt sich aber auch unsere ganze Wissenschaft. Weiter zurückzugreifen und das Zustandekommen dieser Wetterlage zu erklären, gestattet der jugendliche Zustand der meteorologischen Wissenschaft noch nicht.

Vielfach ist versucht worden, dem Problem, mit dem die grünen Weihnachten zusammenhängen, also dem Auftreten ungewöhnlich milder Winter und ebenso dem nachkalten Sommer, durch statistische Untersuchung großer, Jahrhunderte, ja Jahrtausende umfassender Perioden beizukommen. Aber auch hier scheiterte die Untersuchung an dem jugendlichen Alter der Meteorologie als Wissenschaft; genaue, als sichere Grundlage brauchbare Wetterdaten giebt es erst seit 150—200 Jahren. Daher kommen die Forscher bei Benützung noch früherer Angaben bisweilen zu den widersprechendsten Ergebnissen. Zweifellos ist das gruppenweise Auftreten kalter und warmer Winter resp. Sommer. So hatten wir z. B. eine Periode heißer Sommer von 1856—1880; seitdem sind die heißen Sommer aber wie verschwunden und haben einer nachkalten Temperatur Platz gemacht, die sich 1887—89, 91, 94 in hervorragendem Maße zeigte. Mit diesen kühlen Sommern scheinen auch die wärmeren Winter eingezogen zu sein; andere Untersuchungen, z. B. eine auf grund der bis 1720 zurückreichenden Berliner Temperaturreihe beruhende, stellen freilich wieder das Gegenstück als richtig hin. In einem gewissen Zusammenhange stehen die periodisch auftretenden Gruppen kühlerer Sommer und wärmerer Wintermonate auch wohl mit den bekannten von Brückner festgestellten 35-jährigen Klimaschwankungen. Ebenso ist neuerdings eine Abhängigkeit von den Sonnenflecken behauptet, und zwar so, daß milde Winter vorherrschend auf Fleckenmaxima folgen sollen. —

Gaus Brendel.

## Kleines Feuilleton.

—ld. Zwischen den Buden. Kinderschwärme und vereinzelt Erwachsene zogen den schmalen Weg zwischen den Verkaufständen entlang. Die Händlerinnen ließen sie ziehen, ohne ihnen nachzusehen: „Fünf Steinpfaster für'n Froschen!“ — „Eine Birsten-

Garnitur, Wisch-, Schmutz- und Wankbürste, nur fünf Froschen! — Für neunzig Fennje ein vollkommener Porzellan-Service! — Es war noch Tag. Wenn der schimmernde Schein der Petroleumlampen die Sachen vergoldete, waren sie leichter anzupreisen. Die Händlerinnen unterhielten sich, dabei die Hände an den Kaffeetöpfen wärmend. Eine starke, robuste Frau rief ihrer Nachbarin zu: „Wenn 't jut jeft, kriegt mein Oller 'nen neuen Leberzieher!“

Die Nachbarin, eine abgehärmte Person, die ihre Spielwaaren zierlich geordnet hatte, antwortete: „Ich laufe mir diesmal 'n Kleid. Man muß doch auch mal an sich selbst denken! . . . Und dann wollen wir vor allen Dingen was Ordentliches in Neujahrskarten anlegen. . . . Ja, man muß jetzt sehen, wie man sich durchschuffert. Früher standen wir auf dem Leipzigerplatz. Da machten wir wenigstens noch ein feines Geschäft; das war 'n Mausreißer für's ganze Jahr. Ach, du lieber Himmel! Was schuffert man bei der Vöttcherei so ein Jahr über ein! Aber durch den Spielwaarenhandel zu Weihnachten konnten wir uns immer wieder hochrappeln. Wenn es diesmal nicht ordentlich geht, dann müssen wir ganz einpaden.“

Eine junge Frau, die mit ihrem Mann vor einem aus Kisten zusammengebauten Tisch voller Baumbehang stand und in ihren Klaffe blies, rief: „Na, Fräule, wenn wir unsere paar Kröten einschuffern, dann handeln wir mit Lumpen! Was?“

„I gewiß doch, wenn's nicht rechts rum geht, geht's links rum! . . . Au, Jungs, jeft weiter!“ fuhr er die den Stand umdrängenden Kinder an. Freundlich fragte er eine herantretende Frau: „Was wünschen Sie, Madamchen?“

Die junge Frau stellte rasch ihre Kaffeetasse fort und bediente die Käuferin — es schien ihr doch angenehmer zu sein, rechts herum anstatt links herum zu gehen.

An die Spielwaarenhändlerin trat ein Mann heran: „Na, was hast Du eingenommen?“

„Zwei Mark.“

„Gieb mir mal eine.“

„Aber, Du weißt doch . . .“

„Du mach!“ sagte er mit den Ärmern eines kleinen „Herrn“, der Vöttchermesier Sad.

„Du bleib doch wenigstens mal 'ne halbe Stunde hier. Ich spüre schon wieder, wie mir die feuchte, kalte Luft in die Glieder zieht. Zum Fest habe ich wieder die Influenza . . . Das ist nun immer meine Weihnacht!“

„Es hat ja doch keinen Zweck, daß ich hier stehe. Frauen verkaufen viel besser! Nicht wahr, Frau Schmoll?“

„Jh, Sie Schlaupopf! Machen Sie nicht meinen Feiß rebellisch! Der muß mir helfen. Der hat keine Zeit zum Kneipen.“ Dem Vöttchermesier einen schelmischen Blick zuwerfend, fügte sie hinzu: „Aber wahr ist es eigentlich; Frauen verkaufen viel besser!“

„Du, wenn Du mich, überhaupt die Männer schlecht machen willst! . . .“ Damit kniff ihr Mann sie in den Arm.

Während sich die jungen Leute neckten, ging der Vöttchermesier durch den engen Raum zwischen den Buden. Seine Frau sah den jungen Leuten lächelnd zu, während ihr einzelne Thränen über die eingefallenen Waden liefen. —

—ss— Zur Geschichte des Aluminiums macht die „Central-Zeitung für Optik und Mechanik“ eine Mittheilung, die beweist, daß wahrscheinlich schon im Alterthum einmal ein Verfahren zur Gewinnung dieses Metalls gefunden worden war. Es handelt sich um eine Stelle in der Naturgeschichte des Plinius, die wenig bekannt ist, obgleich schon der Begründer der modernen Aluminium-Industrie, der französische Chemiker Deville, der auf der Pariser Welt-Ausstellung 1855 die ersten Aluminium-Barren ausstellte, auf sie hingewiesen hat. Plinius erzählt, daß einst im Palast des Kaisers Liberius ein Metallarbeiter erschien und ein metallisches Gefäß zum Geschenk anbot, das äußerlich wie Silber ausah, aber auffallend leicht war. Der Kaiser fragte den Arbeiter, wo dieses Metall zu finden wäre, und erhielt die Antwort, daß jener es aus einer thonhaltigen Erde hergestellt hätte. Liberius fragte weiter, ob noch sonst jemand um das Vorhandensein und die Herstellung des Metalls wüßte, worauf der Arbeiter zu seinem Unheil erwiderte, daß außer ihm nur Jupiter das Geheimniß kenne. Der Kaiser nämlich war von dem Argwohn erfaßt, daß das neue Metall den Werth des Goldes und des Silbers schädigen möchte, und ließ daher die Werkstätte des römischen Aluminium-erzeugers sofort zerstören und diesen selbst enthaupten, so daß die Erfindung vollkommen verloren ging. Die Erzählung, so wie sie Plinius giebt, läßt wohl kaum einen Zweifel daran, daß das in Rede stehende Metall nichts anderes als Aluminium gewesen sei. Man muß sogar soweit gehen, anzunehmen, daß jener römische Arbeiter ein einfacheres Mittel zur Herstellung des reinen Aluminiums gefunden hatte, als wir es heute kennen, denn das schwierige und umständliche Verfahren, das jetzt an der Wende des 19. Jahrhunderts zur Aluminiumerzeugung benutzt wird, war für die technischen Hilfsmittel des Alterthums schwerlich ausführbar. So nehmen wir vielleicht heute noch an dem Verluste theil, den die Habgier und der Unverstand eines römischen Kaisers vor 18 1/2 Jahrhunderten der Welt beibrachte. —

**Theater.**

Das Neue Theater der Frau Duke, das gemüthlich in dünnen deutschen Lustspielwässern plätschert, hat am Montag sich zu einer Novität aufgeschwungen. Man gab eine Komödie, „Die Barbaren“, die irgendwo in Deutschland mit einem Preis ge-

kront wurden. Die Barbaren von Stobiger sind nicht von der Art, wegen derer man im Reichstag einen Ordnungsruf erhält. Es sind vielmehr zwei preussische Ulanenoffiziere, an Geldenhaftigkeit wie ritterlicher Güte gleich große Idealgestalten, die im Winter von 1870 französische Vorurtheile über die germanischen Barbaren widerlegen und zugleich die beiden Töchter aus französischem, adelstolzem Hause heirathen.

Herrn Stobiger's Rezepte sind einfach; daß sie schön wären, kann man nicht behaupten. Unzweifelhaft hat es in Frankreich läppische Vorstellungen über Deutschland gegeben. Aber am Ende sollten wir unserer Chauvins gleichfalls eingedenk sein. Wir hatten Gelegenheit genug, während des Drehfußhandels ihr Treiben zu beobachten. Zudem ist es so unfein, sich in scheinbarer Bescheidenheit zu blähen: Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen! Es ist eine Bescheidenheit, die dem gedankhaften Prachhanjenthum verteuftelt ängstlich sieht. Wozu aber heute noch eine unedle Kenommisterei dem Ueberwundenen gegenüber?

Das sind indessen thörichte Erwägungen und Fragen. Die Schauspieler waren mit Eifer bei der Sache, und das liebe Publikum konnte sich vor eitler Lust, wenn nur der dumme, französische Teufel eins abbekam. Unser Theater und Kunstzereklung! Narren träumen davon und Lumpen behaupten, es wär' dem so! — —f.

**Kunst.**

-H. In der neuen Ausstellung des Kunstsalons von Gurliitt ist vor allem eine Sammlung von Zeichnungen, Radirungen und Entwürfen von Fidus (Berlin) von Interesse. Obwohl der stille Künstler sich bisher von dem Ausstellungstreiben zurückgezogen hielt, hat er durch Zeichnungen, Radirungen und Vignetten, die er in der „Jugend“ und im „Simplicissimus“, im „Par“ veröffentlicht hat, sowie durch künstlerischen Buchschmuck, der besonders den Dichtungen von Franz Evers zu gute kam, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wie immer, so erhöht auch hier die Feinheit der Entwürfe den Eindruck, den die Reproduktionen schon machten. Der Reiz der Zeichnungen von Fidus liegt in ihren Linien; oft giebt er nur die Umrisse der Figuren, und gerade dann wirkt er am reinsten. Das Gebiet, in dem er unbestritten der Meister ist, das er recht eigentlich erst erschlossen hat, ist die Darstellung der Körperformen des heranblühenden, noch nicht zum Weibe erwachten Mädchens: es ist nicht auszufagen, wie zart bei aller Herbe er sie giebt. Und immer geht ein Hauch von Reinheit und Keuschheit von seiner Kunst aus, auch da wo er seine Motive aus dem Reich der sinnlichen Liebe nimmt. Die Körper, wie sparsam in den Mitteln er sie auch darstellen mag, haben Leben. Ein Beispiel für die vielen: In einem Titelblatte stellt er einen Ritter dar, der seine Rüstung abgelegt hat und sich nun ansieht, in die finstere Höhle, die vor ihm in die Felsen hineinführt, einzubringen. Man empfindet das Grauen, das ihn erfüllt, man fühlt, wie ein Zittern durch seinen Körper läuft, man weiß aber auch, daß der Tapfere durchzuführen wird, was er sich vorgenommen. Und noch eins ist merkwürdig an diesem Künstler, daß er die Tiefe des feelischen Ausdrucks mit der dekorativen Anforderung, die die Anwendung seiner Kunst an ihn stellt, zu vereinen im Stande ist. Seine Vignetten können bei aller psychologischen Feinheit wirklich zu diesem Zweck dienen, und laudererorts entbehren auch die streng ornamentalen Entwürfe nie des philosophischen Gehalts, der für Fidus charakteristisch ist und der sich an die spirituelle Idee anlehnt. —

Es wurde an dieser Stelle bereits erwähnt, daß noch ein neuer Kunstsalon, der „Salon Ribera“ in der Potsdamerstraße, eröffnet worden ist. Auch dieser giebt durch seine Ausstattung zu erkennen, daß er nach modernen Prinzipien geleitet sein soll. Leider nur soll. Er könnte geradezu als Musterbeispiel dienen, welche Gefahren in den Tendenzen der modernen Zimmerausstattung liegen, soweit diese auf Farbenwirkungen ausgeht. Man hat es sich sehr bequem gemacht; das eine Zimmer ist von der Decke bis zum Fußboden grün, das andere gelb, ein drittes violett u. s. w.; höchstens sind kleine Aufhellungen des Tons von unten nach oben zu konstatiren. Im übrigen ist die übliche Berliner Zimmerausstattung fast unverändert erhalten, nur in einigen Zimmern Ornamentfriese hinzugefügt. Selbst höchst unangenehm scharfe Farben sind nicht vermieden, besonders in einem violetten und einem grünen Zimmer. In einer so ausgestatteten Privatwohnung würde es wahrlich kein Mensch, sofern er farbenempfindlich ist, aushalten; und auf diesen schreienden Hintergrund hat man die in den Farben so zarten Bilder des Hamburger Malers J. J. Lies gehängt! Selbst die Wörpsweder, die unter den ausstellenden Künstlern das meiste Interesse beanspruchen, die doch überall durch ihre lebhaften Farben die Augen auf sich ziehen, wirken gegen den kräftig grünen Hintergrund der Wände, an denen sie hier hängen, fast grau und stumpf. Nicht anders, wie mit den Farben, verhält es sich mit den dekorativen Holzarbeiten, die in einigen Zimmern angebracht sind. Einen langen Korridor suchte man durch Holzfüllungen zu beleben, die in ihrer Färbung an die van de Velde erinnern. Aber was bei dem letzteren in konstruktivem Aufbau, indem ein Glied auf das andere sich stützt, organisch durchgeführt ist, das wird in der Nachahmung zur Spielerei; an stelle der mächtig wirkenden eichenen Füllung ist hier etwas getreten, das wie eine allzu groß gerathene Laubjäger-Arbeit aussieht. In richtigem Gegenjatz dazu wird in einem ziemlich kleinen Zimmer die Decke

von einer Balkenkonstruktion getragen, wie sie in den Hochhäusern der Wildniß nicht kräftiger ausgeführt sein wird. Es thut einem leid um die Kunstwerke, die in dieser geschmacklosen Umgebung viel von ihrer Bedeutung verlieren. Von den Wörpswedern ist namentlich *Moderjohn* durch eine Reihe tüchtiger Landschaftsstudien vertreten, die in erfreulichem Gegensatz zu den Bildern der letzten großen Ausstellung ein gesundes, tiefdringendes Studium der Natur zeigen. Dasselbe gilt von *Madensen* und *Sam Ende*. Auch sonst sind eine Reihe tüchtiger Arbeiter da, die aber etwas Neues über die Künstler, von denen sie herrühren, nicht zeigen. —

**Völkertunde.**

**gl. Ein nordamerikanisches Totem-Monument.**  
In der Nähe von Wehbridge ist auf der Besetzung von Charles Duxton kürzlich ein seltsames Monument errichtet worden, das mit der umgebenden Landschaft in einem eigenthümlichen Kontrast steht. Es stammt aus dem *Haidadorfe* Masset auf den *Königin Charlotte-Inseln* (Westküste von Nord-Amerika). Es ist aus einem behauenen Zedernstamm hergestellt und erhebt sich jetzt 41 Fuß über dem Erdboden. Früher soll es noch 10 Fuß länger gewesen sein; aber das untere Ende, das im Erdboden steckte, wurde abgehauen, und der erhaltene Theil ruht jetzt, von einem Eisengerüst unterstützt, auf einer massiven Grundlage. Nur der vordere Theil ist mit Bildwerken geschmückt, der hintere ist ausgehöhlt. In den *Haidadorfern* sind an allen Häusern vorn solche Totem-Pfähle errichtet. Oft sind diese auch mit einer ovalen Oeffnung versehen, die als Thür dient. Aus der Entfernung macht ein solches Dorf mit seinen Totem-Pfählen den Eindruck eines Hafens, in dem zahllose Schiffe mit Masten liegen. Diese Monumente stehen in Beziehung zu dem eigenartigen totemistischen System der *Haidas*, das Prof. Edward Tylor in der englischen anthropologischen Zeitschrift ausführlich beschreibt. Das ganze Volk zerfällt in zwei große Gruppen, die nach dem Adler und dem Raben benannt sind, und in diesen sind wieder einzelne Gruppen mit besonderen Totems unterschieden. In der Adlergruppe sind solche Totems Adler, Rabe, Frosch, Wiber, Mond, Enie, Stodfisch, whaski (fabelhafter Walfisch) und Gule; in der Rabengruppe sind es Wolf, Bär, Roche, Bergziege, Seelöwe, tsemaos (fabelhaftes See-Ungheuer), Sonne, Mond, Regenvogel und Gewittervogel. Daß der Rabe der Adlergruppe angehören kann, ist seltsam und unterscheidet diesen Totemismus von dem sonst sehr ähnlichen der *Alingit* auf dem nahen *Nastota*. Dadurch daß die Glieder derselben Gruppe eng zusammengeschlossen sind, hat das System auch bei den *Haidas* noch heute seine soziale Bedeutung, wenn auch bei ihnen, im Gegensatz zu anderen *Indianern*, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe auch schon durch Adoption erworben werden kann. Die *Haidas* glauben freilich nicht mehr, daß sie Nachkommen der Thierbilder sind, die sie verehren, sondern daß die Ahnen nur in den Kindern wiedergeboren werden; denn der Mensch kann nur als solcher wiedergeboren werden, ein Thier nur als Thier. Die Thiere, die einer Gruppe als Totem angehören, werden nur als Verwandte und Beschützer angesehen. So beten die *Indianer* zum Wolfe: „Wir sind eure Verwandten; thut uns kein Leid an!“ Die Totem-Thiere dürfen zwar nicht gegessen werden, aber es ist nicht verboten, sie zu tödten. Sie werden auch wie alle anderen Thiere gejagt. Die *Haidas* glauben, daß der menschliche Ahnherr ihrer Gruppe mit irgend einem mystischen oder fabelhaften Wesen in Beziehung standen und von diesem zur Erinnerung das Totembild erhalten habe, das dann in seiner Gruppe erblich wurde. Auf dem oberen Theil des Monumentes befindet sich nun eine Gruppe von drei sitzenden Figuren, deren Rang durch den eigenthümlichen Hut, den „*Häuptlingshut*“, gekennzeichnet wird. Die originelle Form dieser Kopfbedeckung erinnert an den eigenthümlichen Hut der Eingeborenen, der nur bei zeremoniellen Tänzen getragen wird. Er weist verschiedene Abtheilungen auf, deren Zahl den Rang des Trägers anzeigt. Dieser Hut spielt schon in der *Simsluth-Mythe* der *Haidas* eine große Rolle: Der Oheim des göttlichen Hetel überschwemmte die Erde, um sich für die Ermordung seiner Brüder an Hetel zu rächen. Sich selbst hielt er durch seinen Hut über dem Wasser. Da aber flog Hetel zum Himmel auf und drückte den Hut seines Oheims herunter und ertränkte diesen. Unter den drei Häuptlingen auf dem Totem-Pfahl ist ein Bär mit seinem Jungen dargestellt, der einen Frosch frißt. Weiter nach unten folgt die oft wiederholte Szene zwischen dem Bär *Hoorts* und dem Jäger *Ziwats*: Der Jäger ging einmal zur Höhle des Bären, traf ihn aber nicht zu Hause. Nur dessen Weib traf er an, und er machte ihr den Hof. Als der Bär zurückkam, war seine Frau sehr verwirrt, und er vermuthete Böses. Als sie dann nach Holz und Wasser ging, band der Bär einen magischen Faden an ihr Kleid, folgte ihr so und überraschte sie mit dem Jäger. Die Szene stellt nun dar, wie der Eifersüchtige den Jäger tödtet. An der Basis des Totem-Pfahls finden sich noch zwei Figuren abgebildet; die eine ist der Wolf, die andere vermuthlich der „*Walfisch-tödter*“ oder *Skana*, der bei den *Haidas* als großer Geist verehrt wird. Die *Indianer* glauben von ihm, daß er ihre *Kanoes* zerbricht, sie selbst ertränkt und dann in *Walfische* verwandelt. —

**Technisches.**

— Ein neues Telephon. Aus Paris wird der „Magd. Zeitung“ geschrieben: Der Genfer Physikalprofessor *Dussaud* führte im

Hause des „*Figaro*“ einem Publikum von Sachverständigen und von Musikfreunden seine sehr interessante neue Erfindung des ohne Apparat vernehmbaren Telephons vor. Die Zuhörer waren im obersten Stockwerk im Festsaal versammelt, den der „*Figaro*“ für seine Redakteure hat einrichten lassen, und die ausübenden Künstler zwei Treppen unterhalb. Ein Telephon verband beide Räume. In einer Ecke des Festsaales stand der sehr kleine, einfach aussehende Apparat, und ohne einen Schallbecher ans Ohr zu legen oder auch nur das Gehör besonders anzustrengen, hörte jeder Besucher die Musik Note für Note. Ausgezeichnet klangen Flöte, Oboe und Klarinette, recht annehmbar die Frauenstimmen, und nur für die Männerstimmen erwies sich die Uebertragung weniger günstig, obschon zwei hervorragende Sänger der Oper und der *Königlichen Oper* zum Experiment aufgebeten worden waren. Professor *Dussaud* sprach sich in seinem erklärenden Vortrage über eine ähnliche Erfindung des Franzosen *Germain* in anerlehnender Weise aus. Der Kostenpunkt wird entscheiden, welches der beiden neuen Systeme den Sieg behalten wird. Man erwartet, die Erfindung werde namentlich der Industrie des *Theatrophons* einen neuen Aufschwung geben. —

**Humoristisches.**

— Im Eifer. Zum Herrn Pfarrer kam eine arme Frau und bat ihn, ihren Jüngsten zu taufen. Da Ehrwürden sehr an den Schänen hing, die Motten und Kost fressen, fragte er: „Kömt Ihr mir auch ein Taufgeld geben, liebe Frau?“  
„Nein, Herr Pastor, wir sind sehr arm.“  
„Dann taufe ich auch Eure Krabbe nicht.“ sprach der erzürnte Pfarrer. Einige Wochen später traf Ehrwürden dieselbe Frau auf der Dorfstraße. Er sprach sie an:  
„Habt Ihr jetzt das Geld beisammen, um Euern Bubens taufen zu lassen?“  
„Es nich mehr nöthig, Herr Pastor.“ antwortete die Frau.  
„Wir baten den Herrn Pastor aus V., unsern Jungen zu taufen, und der hat's umsonst gethan.“  
„Na, dann wird's auch danach sein,“ rief der ergrimmete Pfarrer und gieng seines Weges. — („*Simplic.*“)  
— Ein Geschäftsmann Käufer: „Wie viel wollen Sie für die Uhr?“  
Händler: „Berth ist se zehn, ich verlange aber nur acht; bieten Se mir jedoch vier, dann nehm' ich auch sechs!“ —  
— Im Zweifel. Trudi: „Was sinnest Du dem so lange, Minna?“  
Minna: „Ich weiß nicht, soll ich schliefen: ewig die Deine, oder nur: Deine treue Freundin; ich kann sie nämlich nicht ausstehen.“ — („*Jugend.*“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Auf der Ostsee ist bei Westlich-Neufähr ein Fischerboot gekentert. Die drei Insassen des Bootes ertranken. —  
— Durch Einathmen von Kohlenoxydgas sind die Frau und der erwachsene Sohn eines Hofbesizers in *Steinburg* bei *Zeche* erstickt. Der Mann liegt schwer krank darnieder. —  
— In *Siegenderdorf* (Schlesien) fiel ein zweijähriges Kind in einen Mühlgraben. Der es begleitende Haushund rannte zu der Mutter und veranlaßte diese durch Kröpfen, Bellen, Voranlaufen und sein ängstliches Gebahren, ihm zu folgen. Die Mutter kam auf diese Weise noch rechtzeitig zur Rettung ihres Kindes herbei. —  
— Im *Granitzsteinbruch* in *Cölln* bei *Meißen* hatten vier *Steinbrecher* sich mit einem ihrer Kollegen einen Scherz erlauben und ihm seinen Schnaps wegzutrinken wollen. Unglücklicherweise erwischten sie die Flasche mit *Sprengöl*, die aus Unachtsamkeit oder mit Absicht an die Stelle gestellt worden war, wo sonst die Schnapsflasche stand. Alle tranken davon. Wenige Stunden darauf waren die noch jungen Männer todt. —  
— Bei den Ausgrabungen im *Ömerlager* zu *Neuß* wurden eine *Prätor-Wohnung*, mehrere kleine *Kasernen*, ein größeres *Lazareth-Zimmer* und darin verschiedene *chirurgische Instrumente* gefunden. —  
— In *Manheim* haben eine Prostituirte und ihr 68jähriger Zuhälter zwei Kinder der ersteren vergiftet; sie wurden verhaftet. —  
— In der „*Augsburger Abend-Zeitung*“ findet sich folgendes Inserat: „Das versiegelte 6. und 7. Buch *Rosis*, das Geheimniß aller Geheimnisse . . . Glück und Segen, dauernde Gesundheit, Heilung aller Krankheiten der Menschen und Thiere, sicherer Wohlstand und langes Leben. Zahlreiche Dank-schreiben. A . . . G . . . , *Nürnberg*.“ — Und alles um drei *Mark!* —

— Bei einem Apotheker in *Ostende* erschien ein ehemaliger Seemann und versetzte jenem einen tödtlichen Dolchstich. Der Seemann wurde verhaftet. Er behauptet, die That begangen zu haben, weil der Apotheker ihn vor einigen Monaten giftige Pillen gegen *Rheumatismus* verabreicht habe, die sein Leiden statt verbessert noch vernechrt hätten. —